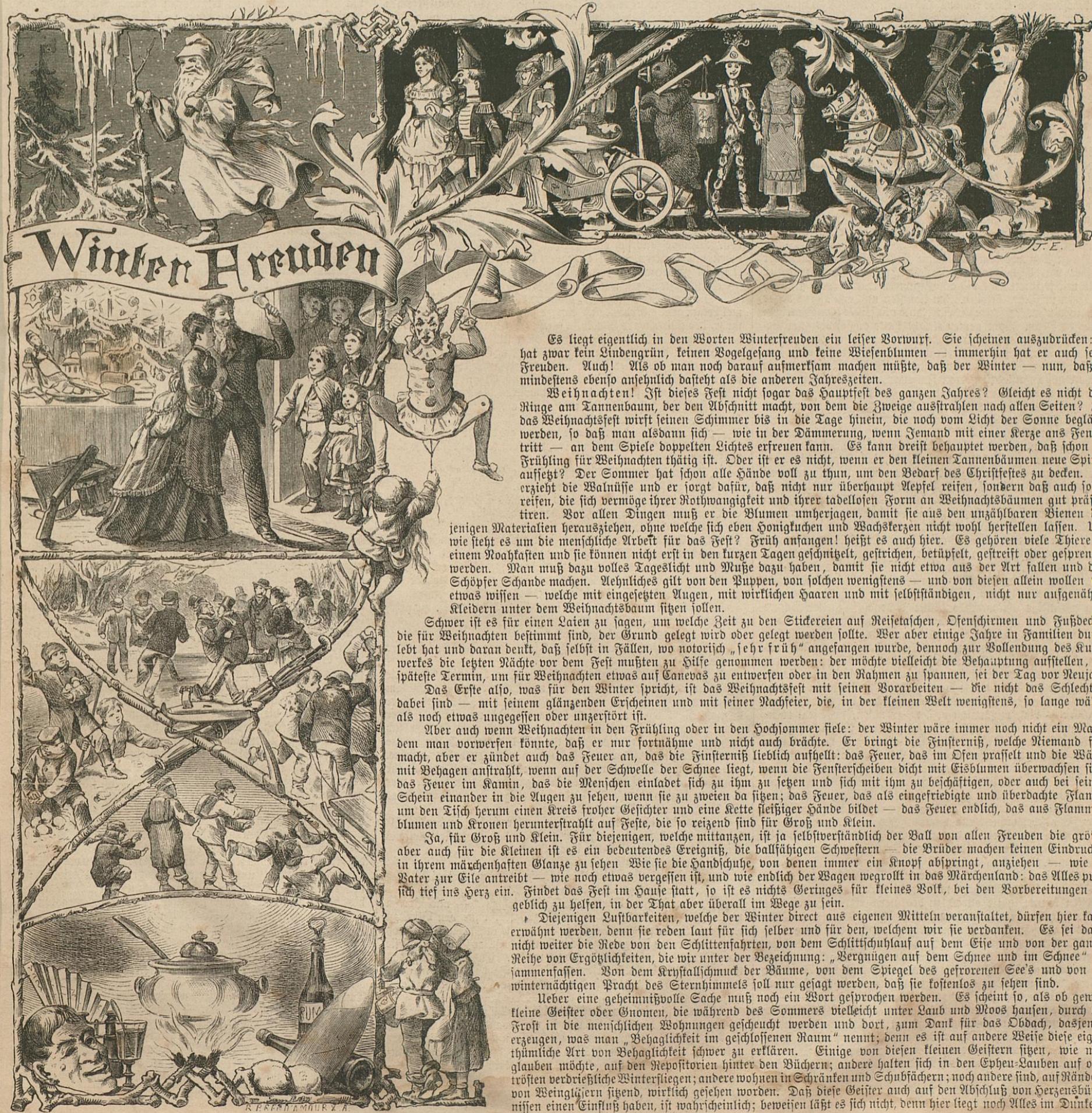


VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Winterfreuden. Zeichnung von Ehrentraut. — Im Norden. Eine Weihnachtsidylle von Rosenthal-Bonin. — Paganini und Livinski in Padua. Von S. Truhn. — Der Schmetterlingkönig. Ein Märchen von Betmoy-Cno (mit Illustrationen von B. Kleinmichel). — Der erste Schnee. (Zeichnung von Fritz Lüschan. Text von Johannes Trojan.) — Wirthschaftsplaudereien (mit Bignette von V. Venus). — Logogryph. — Auflösung des Nebus Seite 376. — Correspondenz. — Inhaltsverzeichnis 1872.



Es liegt eigentlich in den Worten Winterfreuden ein leiser Vorwurf. Sie scheinen auszudrücken: er hat zwar kein Lindengrün, keinen Vogelgesang und keine Wiesenblumen — immerhin hat er auch seine Freuden. Auch! Als ob man noch darauf aufmerksam machen müßte, daß der Winter — nun, daß er mindestens ebenso ansehnlich dasteht als die anderen Jahreszeiten.

Weihnachten! Ist dieses Fest nicht sogar das Hauptfest des ganzen Jahres? Gleicht es nicht dem Ringe am Tannenbaum, der den Abschnitt macht, von dem die Zweige ausstrahlen nach allen Seiten? Ja, das Weihnachtsfest wirft seinen Schimmer bis in die Tage hinein, die noch vom Licht der Sonne beglänzt werden, so daß man alsdann sich — wie in der Dämmerung, wenn Jemand mit einer Kerze ans Fenster tritt — an dem Spiele doppelten Lichtes erfreuen kann. Es kann dreifach behauptet werden, daß schon der Frühling für Weihnachten thätig ist. Oder ist er es nicht, wenn er den kleinen Tannenbäumen neue Spitzen aufsetzt? Der Sommer hat schon alle Hände voll zu thun, um den Bedarf des Christfestes zu decken. Er erzieht die Walnüsse und er sorgt dafür, daß nicht nur überhaupt Äpfel reifen, sondern daß auch solche reifen, die sich vermöge ihrer Rothwangigkeit und ihrer tabellofen Form an Weihnachtsbäumen gut präsentieren. Vor allen Dingen muß er die Blumen umherjagen, damit sie aus den unzählbaren Bienen diejenigen Materialien herausziehen, ohne welche sich eben Honigluchen und Wachskerzen nicht wohl herstellen lassen. Und wie sieht es um die menschliche Arbeit für das Fest? Früh anfangen! heißt es auch hier. Es gehören viele Thiere zu einem Noachsthen und sie können nicht erst in den kurzen Tagen geschneitelt, gestrichen, betupft, gestreift oder gesprenkelt werden. Man muß dazu volles Tageslicht und Mühe dazu haben, damit sie nicht etwa aus der Art fallen und dem Schöpfer Schande machen. Aehnliches gilt von den Puppen, von solchen wenigstens — und von diesen allein wollen wir etwas wissen — welche mit eingesehten Augen, mit wirklichen Haaren und mit selbstständigen, nicht nur aufgenähten Kleidern unter dem Weihnachtsbaum sitzen sollen.

Schwer ist es für einen Laien zu sagen, um welche Zeit zu den Stickerien auf Reifetaschen, Ofenschirmen und Fußdecken, die für Weihnachten bestimmt sind, der Grund gelegt wird oder gelegt werden sollte. Wer aber einige Jahre in Familien durchlebt hat und daran denkt, daß selbst in Fällen, wo notorisch „sehr früh“ angefangen wurde, dennoch zur Vollendung des Kunstwerkes die letzten Nächte vor dem Fest mußten zu Hilfe genommen werden: der möchte vielleicht die Behauptung aufstellen, der späteste Termin, um für Weihnachten etwas auf Canvas zu entwerfen oder in den Rahmen zu spannen, sei der Tag vor Neujahr.

Das Erste also, was für den Winter spricht, ist das Weihnachtsfest mit seinen Vorarbeiten — die nicht das Schlechteste dabei sind — mit seinem glänzenden Erscheinen und mit seiner Nachfeier, die, in der kleinen Welt wenigstens, so lange währt, als noch etwas ungegessen oder unzerstört ist.

Aber auch wenn Weihnachten in den Frühling oder in den Hochsommer fielen: der Winter wäre immer noch nicht ein Mann, dem man vorwerfen könnte, daß er nur Fortnahme und nicht auch Brächte. Er bringt die Finsterniß, welche Niemand froh macht, aber er zündet auch das Feuer an, das die Finsterniß lieblich aufhellt: das Feuer, das im Ofen prasselt und die Wände mit Behagen anstrahlt, wenn auf der Schwelle der Schnee liegt, wenn die Fensterheben dicht mit Eisblumen überwachsen sind; das Feuer im Kamin, das die Menschen einladet sich zu ihm zu setzen und sich mit ihm zu beschäftigen, oder auch bei seinem Schein einander in die Augen zu sehen, wenn sie zu zweien da sitzen; das Feuer, das als eingefriedigte und überdachte Flamme um den Tisch herum einen Kreis froher Gesichter und eine Kette fleißiger Hände bildet — das Feuer endlich, das aus Flammenblumen und Kronen herunterstrahlt auf Feste, die so reizend sind für Groß und Klein.

Ja, für Groß und Klein. Für diejenigen, welche mittanzeln, ist ja selbstverständlich der Ball von allen Freuden die größte; aber auch für die Kleinen ist es ein bedeutendes Ereigniß, die ballfähigen Schwestern — die Brüder machen keinen Eindruck — in ihrem märchenhaften Glanze zu sehen. Wie sie die Handschuhe, von denen immer ein Knopf abspringt, anziehen — wie der Vater zur Eile antreibt — wie noch etwas vergessen ist, und wie endlich der Wagen wegrollt in das Märchenland: das Alles prägt sich tief ins Herz ein. Findet das Fest im Hause statt, so ist es nichts Geringes für kleines Volk, bei den Vorbereitungen angeblid zu helfen, in der That aber überall im Wege zu sein.

Diejenigen Lustbarkeiten, welche der Winter direct aus eigenen Mitteln veranstaltet, dürfen hier kaum erwähnt werden, denn sie reden laut für sich selber und für den, welchem wir sie verdanken. Es sei daher nicht weiter die Rede von den Schlittensfahrten, von dem Schlittschuhlauf auf dem Eise und von der ganzen Reihe von Ergötzlichkeiten, die wir unter der Bezeichnung: „Vergnügen auf dem Schnee und im Schnee“ zusammenfassen. Von dem Krystallmuck der Bäume, von dem Spiegel des gestorenen See's und von der winternächtigen Pracht des Sternhimmels soll nur gesagt werden, daß sie kostenlos zu sehen sind.

Weber eine geheimnißvolle Sache muß noch ein Wort gesprochen werden. Es scheint so, als ob gewisse kleine Geister oder Gnommen, die während des Sommers vielleicht unter Laub und Moos hausen, durch den Frost in die menschlichen Wohnungen geschucht werden und dort, zum Dank für das Obdach, dasjenige erzeugen, was man „Behaglichkeit im geschlossenen Raum“ nennt; denn es ist auf andere Weise diese eigenthümliche Art von Behaglichkeit schwer zu erklären. Einige von diesen kleinen Geistern sitzen, wie man glauben möchte, auf den Repositorien hinter den Büchern; andere halten sich in den Epheu-Lauben auf oder trösten verbrießliche Winterstiegen; andere wohnen in Schränken und Schubfächern; noch andere sind, auf Mäandern von Weingläsern sitzend, wirklich gesehen worden. Daß diese Geister auch auf den Abschluß von Herzensbündnissen einen Einfluß haben, ist wahrscheinlich; beweisen läßt es sich nicht, denn hier liegt noch Alles im Dunkeln.

Ehre und Preis dem Winter! nicht weil wir ihn nehmen müssen, wie er ist, sondern weil er in der That nicht schlecht ist.

Wenn aber Einer das Feuer auslöschte im Ofen und auf dem Herde — wenn er dem Frost und dem mitteleidlosen Winde Eingang in das Haus gestattete — wenn er auch die Lampe, welche den Abend erhellen soll, ausblies und durch finstere Drohungen die kleinen Geister des Behagens verschlechte, was bliebe dann noch von den Winterfreuden?

Menschlich Erbarmen, es ist deine Pflicht, zu verhindern, daß der Winter nicht streng und hart sei. Mache dich auf, den Weg nicht scheuend durch enge Thür und über steile Treppen, und sprich es aus, wo du eintrittst: daß der Winter Licht, Wärme und Freuden habe. Es wird dir geglaubt werden, auch wenn du Schnee mitbringst an deinen Füßen und deine Hände vor Kälte starr sind.

Im Norden.

Eine Weihnachtsidylle von Rosenthal-Bonin.

Es ist ein eigenthümlicher Strich Landes, wohin unsere kleine Schilderung führt.

Fuß und Meer kämpfen dort vereint, um die zu kleinen Inseln und Landzungen zerrissenen Erdtheile unter sich zu begraben. Vom Norden dringt die Ostsee unaufhörlich gegen das Feste, vom Süden her frist und überflutet die Oder, ausgedehnte Sümpfe und gewaltige Buchten bildend, die kleinen Erdstücke.

Tropdem wohnen zwischen diesen rastlos arbeitenden zwiefachen Feinden Menschen dort, ihr Tagewerk mit ganz denselben Gefühlen von Ruhe und Sicherheit vollführend, wie die Bewohner Berlins oder die von Stuttgart. Zu einem kleinen Häuflein östlicher Abgeschiedenen bitte ich meine Leser mich zu begleiten.

Nachdem die Oder in das Halbmeer Stettiner-Haff übergegangen, treten ihr noch zwei Stücke Landes entgegen, welche sie vom Meere trennen, die beiden Sandinseln Wjedom und Wolin. In drei Flußtheilen umströmt diese Eilande der Oberstrom, um in das Meer zu gelangen. Als Peene im Westen, im Norden als die Swine, im Osten endlich als die Divenow. Letztere bildet aber noch zwischen der Insel Wolin einerseits und dem pommerischen Festland andererseits eine gewaltige meilengroße Bucht, der Kamminer Bodden genannt, und diese Fläche Binnenwasser ist im Norden nur durch eine wenige hundert Schritt breite und kaum eine Stunde ausgedehnte Landzunge vom Meere getrennt. Auf der Spitze dieses schmalen Strich Landes liegt gerade wo die Divenow in das Meer flutet, dem Nördlichster Wolin gegenüber, das Dörchen Divenow, und etwas weiter östlich von ihm, unmittelbar am Kamminer Bodden, erblickt man einige Häuser, die ein besseres Aussehen, als die elenden Fischerhütten von Divenow haben. Vad Divenow nennt sich diese kleine Colonie und besteht, ich spreche vom Jahre 1861 etwa, aus drei sogenannten Wadehäusern.

Jeden Sommer kam eine kleine Zahl Erfrischung suchender Fremder von beschiedenen Ansprüchen, und die Besitzer dieser Hotels mit je ihren sechs bis acht Zimmern waren höchst glücklich über ihren mäßigen Gewinn. Im kleinften und einfachsten dieser Gasthäuser wirthschaftete Heinrich Janke mit seiner blondhaarigen lebendigen Frau. Vom armen Knecht hatte er sich bis zum Besitzer dieses Wadehauses heraufgearbeitet und ging ohne große Mühe und Sorgen jetzt einem beschiedenen Wohlstande entgegen, denn Heinrich Janke's Haus war stets gefüllt. Mächte es die hübsche Aussicht aus den oberen Zimmern, die hier über Sanddünen das tiefblaue, unbegrenzte, krauswellige Meer und dort das hellgelbgrüne Binnenwasser des Boddens sehen ließ, war es die Sauberkeit der Logis und die freundliche Offenheit der Wirthsleute, wahrscheinlich beides — „Hötel“ Janke blühte, und seine Inhaber wußten den Sommer über gar nicht, daß sie auf der Welt waren, es gab dann nur Gäste, im Winter hingegen gehörten sie um so mehr sich selbst wieder an, und ihre drei von Gesundheit strotzenden Blondköpfe, ihre Kinder wohnten dann nicht mehr in der Waschküche oder im versandeten Gärtchen, sondern tummelten sich frank und frei in den sechs Gastzimmern. — Bot diese Landschaft schon im Sommer das Bild einer tiefen Einsamkeit, mit ihren unbedeutenden Erhöhungen, düstern Tannenwäldern, Abbrüchhümpfen, sogar die Verförperung einer ergreifenden Melancholie dar, so mag der verehrte Leser nun erst den Monat December dort sich vergegenwärtigen. Donnernd schiebt dann die See Eisstücke auf Eisstücke gegen den flachen Strand, häufig gewaltige schimmernde Wälle bildend, fußhoher Schnee bedeckt nicht bloß die Dünen und Sümpfe, auch die dichten Tannenwälder zeigen sich in eine zusammenhängende Schneeschicht verwandelt, unter welcher nur in der Mitte ein schwärzliches Grün sichtbar bleibt. Der Kamminer Bodden hat seine kleinen gelblichen Wellen beschwichtigt, und wo sonst die stinken Segelboote drüber fortgeschweben, um vom Städtchen Kammin — jenseits des Bodden in fast verschwindender Ferne den Wadehäusern gegenüber — Nahrungsmittel u. s. w. zu holen, liegt jetzt ebenfalls Schnee, den der Wind über eine spiegelglatte Eisfläche segt. — Das kleine Städtchen Kammin mit seinen hochgiebligen Häusern, Hühnern, Gänfen und Schweinen, die auf den Gassen in ungehörtem Frieden und trauter Freundschaft mit den Kindern lebten, war das Paris der Divenower, und Alles, was man auf der Landzunge von höheren Lebensbedürfnissen brauchte, wurde von Kammin beschafft. Es kamen zwar mitunter auch Krämer auf dies verlorene Land hinaus. Jedoch das war nur geringe Waare, und Alles, was neu, fein, gut und ausgesucht sein sollte, holten im Sommer die Segel, im Winter die Schlitten von Kammin.

Solch eine Schlittenfahrt aber um Weihnachten über die drei Stunden breite Eisfläche, wo ungehindert der Wind darüber hinpfeifen konnte, hatte etwas zu bedeuten; man zog gern drei bis vier Fahrten in eine zusammen und sparte daher diese Reise bis zur unumgänglichen Nothwendigkeit auf. So hatte auch unser Pärchen den ganzen Winter schauernd über den Bodden gesehen und die Ueberfahrt hinausgerückt — bis mit einem Male der vierundzwanzigste December da war und noch kein Stück der Christbescherung im Hause. — Schon Mittag, wie die Zeit verfloß —! Die Sonne ging jetzt so früh unter und dann — ja dann mußte sowohl den Kindern ihr lang geheiligtes Recht werden, als auch — das Unterlassen hätten sie sich jahrelang nicht verziehen — Herr Janke seiner Bertha und Bertha ihrem Heinrich etwas „aufgebaut“ haben.

Je weiter wir nämlich nach Norden wandern, um so eifriger werden wir finden, hängt man an dem Gebrauch der Ueberfahrungen am Weihnachtsabend, und das „Aufbauen“ unter dem

Christbaum ist für viele tausend Familien ein Ziel der Erwartung, Sehnsucht, des Hoffens und der heimlichen Freude das ganze Jahr hindurch. Auch für unsere beiden Leuten sammt ihren drei Krausköpfen hatte der Christabend diese große Bedeutung. Heinrich wie Bertha Janke saßen wohl schon, sobald der letzte Gast verschwunden war, darüber nach, was sie einander beschenken wollten, und auf welche Weise das Auserwählte recht heimlich vor dem Andern eingekauft und aufgelegt werden konnte. Dies Heimlichthun und das Ueberraschen ließ sich jedoch bei Heinrich und Bertha Janke nicht so leicht bewerkstelligen, als bei uns anderen glücklicheren Sterblichen, die wir in Wien oder Berlin wohnen. Denn jedesmal, wenn Bertha im Winter nach Kammin wollte, mußte sie sich auf einen Stuhlschlitten setzen, hinter welchem sich ihr Herr und Gebieter postirte, um nun eigenhändig seine Frau nach ihrem Bestimmungsorte zu schieben, und auch dies Hinüberstoßen war nicht solch eine Kleinigkeit, als es bei einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen mochte. Es gehörte eine sehr genaue Kenntniß des Eises wegen der vielen Moorwasserströmungen dazu, um ohne ernstliche Lebensgefahr nach Kammin schlitten zu können; deshalb hätte auch Herr Janke um keinen Preis seine Frau für diese Fahrt einem Andern anvertraut. An ein Umgehen des Boddens dachte aber kein Mensch, diese beschwerliche Reise hätte mehrere Tage gedauert. So mußte sich denn also Bertha auch heute den vierundzwanzigsten December Mittags zwölf Uhr zu dieser gewöhnlichen Beförderungsweise entschließen; sie stieg auf den Schlitten, und Heinrich Janke schritt, den Stuhl mit seiner Frau vor sich, in der Richtung nach Kammin auf dem glatten Eise tapfer aus. — Beide Eheleute sprachen unterwegs wenig. Erstens blies ein ganz ungezügelter Wind mit Millionen feinen spitzen Eiszadeln ihnen gerade entgegen, und zweitens dachten Beide viel. — Abgesehen von hölzernen Reitern mit rothen Röcken und blauen Hosen, Trompeten, Trommeln, Lederpferdchen und Pfefferkuchen für das kleine Volk, welche Dinge lustig vor Heinrich's Sinnen gaukelten, plante er noch seiner lieben Frau eine hübsche Muffe, die erste Muffe in ihrem Leben, zu kaufen, und Bertha ihrem noch lieberrn Heinrich ein Paar schöne Schlittschuhe einzuhändigen. Ihr Mann hatte öfter bei den Bewohnern am Ufer des Boddens Geschäfte, und wie prächtig, schnell und leicht konnten mit solchen Eiseu unter den Füßen die unendlichen Bogen des Binnenwassers zurückgelegt werden! Außerdem hatte Frau Bertha noch das Geld zu pelzgefütterten Handschuhen aus dem tiefsten Grunde ihres Kommodenkastens genommen, und diese Präsente standen nun in voller Pracht mit dem erfreuten, glücklichen Gesichte ihres Gatten vor ihrer Seele. — Unter solchen lichtvollen Bildern hatten unsere Pilger Kammin erreicht und eifertig trennten sich beide, um von einander unbenutzt, was viel Kunst und Schlanheit erforderte, in dieses oder jenes Gäßchen einbiegen zu können. Zwar begegneten sie sich öfter in den drei oder vier Straßen, dann thaten sie aber, als hätten sie einander nicht gesehen und huschten schnell vorüber. Jetzt dunkelte es, und nun mußte an die Rückfahrt gedacht werden. Heinrich fand sich am Ufer ein, Bertha ebenfalls, beide beladen mit Paketen, deren etwa verrätherische Formen sie möglichst zu verbergen suchten. Die Rückfahrt nahm ihren Anfang — ebenso schweigend wie die Hinfahrt. —

Die Sonne sank schneller, als man vermuthet hatte, der Himmel bekam graue Wolken, und Schnee schwebte herab — mehr und mehr, der Wind ward stärker. In Kurzem war es Nacht geworden, bevor die beiden Pilger nach ihrer stillen Häuslichkeit nur ein Drittheil des Weges zurückgelegt hatten. Es ging entschieden schwer vorwärts. Der Wind war umgesprungen, wehte ihnen entgegen und hatte mit dem Schnee das Eis noch glatter gelassen. Das war fatal — und wie warteten die armen Kinder!

„Heinrich,“ fing Bertha endlich an, als ihr Mann bedenklich leuchtete, „es will nicht vorwärts.“

„Nein, Bertha,“ erwiderte er, „es geht nicht recht.“

„Heinrich,“ fuhr Bertha fort, „wie könnte man denn schneller laufen?“

„Da müßte man Schlittschuhe haben, Bertha.“

Eine größere Pause, stärkerer Wind.

„Heinrich,“ ertönte flüsternd Bertha's Stimme, „ich habe Schlittschuhe, muß sie jedoch nachher wieder haben.“

„Das weiß ich, Bertha, gib sie mir nur jetzt.“

Der Schlitten machte Halt, mit niedergeschlagenen Augen wickelte Bertha die Schlittschuhe aus dem Papier, und sie kaum ansehend band Heinrich sie unter seine schwerföhligen Stiefel. Das war jetzt allerdings ein anderes Fahren; jedoch wollte das Licht von ihrem Hause immer noch nicht viel näher kommen.

„Bertha, ich glaube, Dir frieren die Hände,“ ließ Heinrich sich nach einer Weile halblaut vernehmen.

„Das thun sie stark, Heinrich.“

„Bertha, ich habe eine Muffe,“ fuhr Herr Janke nach einer Pause fort.

„Ich gebe sie Dir sogleich nachher wieder, Heinrich,“ flüsterte schüchtern und verlangend Bertha — und Heinrich wickelte langsam und schon die Muffe aus und reichte sie von oben herunter seiner Gemahlin. Diese nahm dies kostbare Stück und schaute starr gerade aus. Ein Mondblitz erschien. Jetzt konnte Bertha sich doch nicht bezähmen. Es brach ihr fast den Hals ab, sie mußte einen Blick hinunterwerfen, ob sie auch nicht zu hellgrau wäre. Sie bligte mit den Augen nieder und richtete schnell erst ihr Köpfchen wieder auf, um weiter starr gerade aus zu sehen. Der Schlitten saufte vorwärts — und ein eisiger Wind schien Alles bis ins Innerste erstarren zu wollen.

„Heinrich, ich glaube, Du mußt auch recht kalt an der Stuhllehne haben?“ fragte nach einiger Zeit des Vorwärtsgleitens Bertha in mitleidigem Tone ihren Gatten.

„Das könnte wohl sein, Bertha.“

„Willst Du nicht diese Handschuhe nehmen, Heinrich? Ich bekomme sie aber sogleich drüben wieder?“

„Gib nur her, Bertha, soll nicht fehlen,“ — und Bertha packte still die Handschuhe aus und gab sie, ohne den Blick zu wenden, über die Lehne Heinrich. Er zog sie an, fühlte aber, trotz seiner erstarrten Finger, mit schnell unterdrückter Freude, daß sie von Hirschleder waren. So ging's weiter. Endlich tauchte das heimelige Licht deutlich auf, und die Umrisse des Ufers machten sich bemerklich. Jetzt stieß der Schlitten an die kleine Ufererhöhung und hielt.

Bertha stieg ab, empfing eilig die Handschuhe, sie wanderten in das Papier; die Schlittschuhe, sie verschwanden in dem blauen Bogen. Heinrich nahm lautlos die Muffe und verbarg sie in der Schachtel, die auf seinem Rücken hing, und durch gesonderte Eingänge schlüpfen beide Eheleute schleunigst in ihr Häuschen. — Der Christbaum brannte. Reiter, Trommeln, Trompeten, Pferdchen und Pfefferkuchen standen im schönsten Licht unter seinen

friedlichen grünen Zweigen. Die Kinder stürmten ungeduldig, heiße Sehnsucht in ihren kleinen Herzen, ins Zimmer und während sie sich jubelnd ihre Herrlichkeiten zeigten, baute schnell Heinrich Bertha ihre Muffe auf, Bertha Heinrich seine Schlittschuhe und Handschuhe, sie führten eins das andere zu seinen Präsenten und fielen sich Beide voll gegenseitiger Dankbarkeit und innigsten Glückes in die Arme.

Paganini und Lipinski in Padua.

„Um's Jahr 1817 befand ich mich wieder in Lemberg, als ich eines Tages von einem Landsmann Besuch erhielt, der eben aus Italien zurückkehrte und mir Wundermärchen über Nicolo Paganini, den er kurz zuvor in Genua gehört, zu erzählen hatte.“ Also sprach Karl Lipinski zu mir, den ich im Winter von 1841/42 in Dresden kennen lernte, und er fuhr fort: „Da mein Freund nur sehr oberflächlich musikalisch war und befürchtete, daß ich seinen persönlichen Relationen über das Violinspiel des genuesischen Meisters, des „nuovo Orfeo d'Italia“, wie man Paganini schon damals in seiner Heimath nannte, keinen rechten Glauben schenken werde, so hatte er nicht unterlassen, eine beträchtliche Anzahl italienischer Zeitungen mitzubringen, die allesamt und einstimmig enthusiastische Ruhmes hymnen auf den Geigenfürsten Nicolo Paganini anstimmten, der damals noch nie über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen war.“ Lipinski, der als echter Sarmate seine Kleider und seine Wäsche, selbst wenn er Jahr und Tag sein Logis nicht zu wechseln brauchte, nie in Schränken und Kommoden, sondern stets in Koffern aufbewahrte und somit immer reisefertig war, entschloß sich ungehäumt nach Italien zu reisen, um den Wundercollegen kennen zu lernen; um so mehr, als wenig Aussicht vorhanden war, daß Paganini so bald nach Lemberg kommen möchte. In Mailand erfuhr er, daß man den Genuesen in Padua erwarte, und nun eilte er ohne Weilen nach der Stadt des heiligen Antonius. Lipinski kam gegen Mittag in Padua an und hörte in der Locanda, wo er abgestiegen, mit freudiger Genugthuung, daß Paganini in demselben Hause wohne und Abends sein erstes Concert gäbe. Er beschloß, den Italiener erst zu hören und dann Besite bei ihm zu machen. Als die Concertstunde herankam, wollte sich Lipinski von einem servitore di piazza ein Billet besorgen lassen, man sagte ihm aber, daß dieselben nur nach Eröffnung des Concertsaales am Eingange desselben verkauft würden; oder besser: daß man an der Casse bezahlen müsse und dann hineinpaßieren könne. Wir wollen nun Lipinski weiter erzählen lassen. „Ich begab mich früh nach dem Concertlokal, um einen guten Platz zu erobern. An der Casse saß ein äußerst blasser Herr mit markirten Gesichtszügen, pechschwarzem Haar, das in langgeringelten, natürlichen Locken auf die Schultern herabfiel. Vor ihm stand ein gewöhnlicher Spieltisch, auf dem sich zwei Teller, mit größeren und kleineren landesüblichen Münzsorten, ein paar Notenhefte und ein Violinfaß befanden. Dieser Herr, in einem schlotterlich sitzenden schwarzen Frack, in ditto Beinkleidern, mit weißer Weste und nachlässig um den Hals geschlungenem weißen Tuche, — wer mocht es sein? Für ein mäßiges Eintrittsgeld durfte ich in den Saal eintreten, wo ich unfern der Thür Stellung nahm, an die ein geschriebenes Programm mit Oblaten beigefügt war. Erst eine Ouvertüre, dann eine Arie, gesungen von Signora Bianchi, darauf „Grande Concerto da Nicolo Paganini“. Die Ouvertüre zu Rossini's Tancred wurde von dem schwachbesetzten Orchester leblich abgepielt. Signora Bianchi, wie ich später erfuhr, die damalige Geliebte Paganini's, erwies sich als eine ziemlich unbedeutende Sängerin, doch wurde sie, vielleicht um ihren berühmten Freund in gute Laune zu versetzen, recht lebhaft applaudirt. Während dieser beiden ersten Nummern des Programms stand die Saalthür kaum auf Secundendauer still, und in der Pause, die nach der Arie eintrat, strömten hastig so viele Personen in den Saal, daß er nunmehr recht zahlreich besetzt, wenn auch nicht total gefüllt erschien. Endlich trat der Mann, der bis dahin an der Casse gesessen hatte, ein, in der einen Hand Violine und Bogen, in der anderen einen Schlüssel, mit dem er die Eingangsthür zuverrte, worauf er den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Nun arbeitete er sich durch das Auditorium nach der Orchester-Estrade durch, seine Geige hoch über dem Kopf haltend, verbeugte sich oberflächlich und gab den Musikern das Zeichen zum Beginn des ersten Satzes des Violinconcertes; er war es selber: — Nicolo Paganini, und die Composition, die er vortrug, war jenes, später in der ganzen musikalischen, namentlich in der geizenden Welt berühmt gewordene große Concert in Es-dur, für welches er die geistreiche und glückliche Erfindung gemacht, die Stimmung seiner Geige einen halben Ton über die des begleitenden Orchesters zu stellen, somit in D-dur zu spielen, und seine Leeren Saiten gegen die gedeckten der accompagnirenden Streichinstrumente höchst vortheilhaft zu verwerthen. Diese ebenso neue als kluge Invention imponirte mir außerordentlich.“ Aber sein Spiel, sein Spiel? fiel ich lebhaft ein, und Lipinski fuhr fort: „Zu Anfang, so in den ersten paar Duzend Tacten, gefiel er mir, zu meinem größten Erstaunen, nicht im geringsten. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, er müsse mit einem noch nie dagewesenen, großen, zaubergewaltigen Tone beginnen, und er begann dünn, klein, fast schneidermäßig; doch klanglos war dieser petit son durchaus nicht. Wie er nun aber ganz sachte und locker seine feinen Magnetketten in die Massen warf, da wurden die Ringe immer wunderbarer und labyrinthartiger verschlungen. Er spielte einzig und überwand technische Schwierigkeiten, von denen man vor ihm noch keine Ahnung gehabt, die auch ich bis dahin für unbesiegbare gehalten, mit einer geradlinig aus Fabelhafte grenzenden Virtuosität und spielenden Leichtigkeit. Das italienische Auditorium raste Beifall, und ich raste mit und begriff zum erstenmal, wozu die gran' Cassa, wie die Italiener die große Trommel nennen, gut ist in den Zwischen- (tutti) Sätzen eines Concertstückes. Ohne die scharfmarkirten Schläge dieses Instrumentes hätte kein Orchestermusiker seinen eigenen Ton in dem Sturm von Applaus vernommen, und man wäre sicher aus dem Tact gefallen. — Das Es-dur-Concert war zu Ende, der Meister machte ein paar unelente Verbeugungen, verließ die Estrade und schritt, die Zaubergeige wieder hoch über dem Kopfe haltend, durch das Publikum der Saalthüre zu, die er nun aufschloß, um sich wieder an die Casse zu setzen und Billets zu verkaufen, denn es hatten sich mehr als ein Duzend Nachzügler eingefunden, die das Violinconcert von außen durch

die Thür anzuhören gezwungen waren. Da er nur noch mit zwei Solopäden auf dem Programm stand, so war er hochherzig genug, von diesen Nachzählern nur $\frac{2}{3}$ des Entrée zu verlangen. Ich war Paganini aus dem Saal nachgefolgt und stellte mich ihm nun vor. In Italien reisende polnische Musikfreunde hatten ihm meinen Namen genannt, und er freute sich, daß der „polnische Paganini“, wie er mich zu nennen liebte, so viele Mitglieder gereist sei, um ihn zu hören; auch lud er mich ein, nach dem Concert in seiner Locanda mit ihm die cena einzunehmen. Jetzt kam seine zweite Solopäde heran; er steckte das inzwischen vereinnahmte Geld in die Tasche, ergriff seine Geige und begab sich wieder mit mir in den Saal, nicht ohne nochmals von innen die Thür zu verschließen und den Schlüssel abzunehmen. Was soll ich Ihnen erzählen über den Vortrag der Mosesfantasie auf der G-Saite, und über das dritte und letzte Stück des Concertes, das fabelhafte Strohgeria! — Das läßt sich in Worten nicht schildern, und noch weniger kann man's ihm nachsagen. Die Sensation im Publicum kannte keine Grenzen, ich selbst erglühte von Enthusiasmus für den genuessischen Zauberer. Das Concert war zu Ende, Paganini packte sorgsam seine Guarneri ein, Publicum und Musiker hatten den Saal verlassen, der außer der Haupteingangstür noch, wie ich jetzt bemerkte, drei andere verschlossene Thüren besaß. Jetzt zog Nicolo drei Schlüssel aus der Brusttasche, ging zu diesen drei Thüren, schloß sie auf und ließ die Schlüssel stecken. Ich mußte lachen; er aber fragte mich sehr ernsthaft, ob ich ein besseres Mittel wisse, sich bei Concerten vor diebstahligen Cassirern und vor Einbrechern, die nichts bezahlen, zu schützen. Freilich wußte ich kein besseres, bemerkte ihm aber, daß es kaum möglich sein möchte, es außerhalb Italiens nachzumachen. O, man muß sich nur nicht geniren, auf seiner Huth zu sein! meinte er, nahm sein Geigenfutteral unter den Arm und ging mit mir nach der Locanda. Ein einfaches Souper hatte ich bis dahin nie erlebt; es gab nur Eier, Brot und Früchte, von allem wenig, und außer ihm und mir theilte die Sängerin des Concertes, Signora Bianchi, und ein Signor Zuccani, den er mir als seinen Freund und den größten Tromba-Virtuosen Italiens vorstellte, dies frugale Mahl. Während des Essens ergriff die Bianchi eine Caraffe mit Wasser, um mir einzuschneiden, und Paganini fragte mich mit spöttischem Lächeln, ob man in Polen auch viel Wasser tränke. Gewiß! antwortete ich, aber immer mit viel Wein! Jetzt fuhr er rabbiat auf, daß die Signora keinen Wein angebracht habe, und Zuccani mußte trotz all meines Sträubens eine foglietta aus der Wirtshausstube heraufholen, was, wie mir später mein Zimmerkellner sagte, im ganzen Hause Sensation gemacht habe, da il cavaliere Nicolo sehr sparsam sei. Die Flasche ist nie auf seine Rechnung gekommen, und er hat auch nie gefragt, wer sie bezahlt. Darin war er komisch“, lächelte Lipinski.

Vor dem felice notte lud ich Paganini ein, am nächsten Morgen mit mir auf meinem Zimmer zu frühstücken, und er kam. Nun sollte ich ihm auch etwas vorspielen, und ich mußte wohl. Aus meinem Geigenkasten holte ich meinen großen Padrone von Stradivari und drei Stücken für Violino solo, die noch Manuscript und verdammt schwer zu spielen waren, hervor und legte die Noten vor ihm auf den Tisch, während ich mein Instrument in Ordnung brachte und den Vogen colophonirte. Er sah sich aufmerksam die erste Etüde durch und fingerirte dabei mit seiner linken Hand an einem Champagnerglase herum, von dessen Inhalt er kaum die Hälfte getrunken. O, das ist nicht leicht! sagte er und improvisirte aus einem Hut und einer Caraffe, die auf dem Tische stand, ein Pulpet, an das er nun mein Notenheft praktisch anlehnte. Die erste der drei Etüden, die ich vorläufig für mich selbst geschrieben, hatte ich bereits gut in den Fingern, und da ich mich auch besonders montirt zum Geigen fühlte, so gelang mir die erste Abtheilung des Stückes, bis zur Reprise so trefflich, wie kaum je vorher; eben wollte ich sie wiederholen, als Paganini, der emsig nachgelesen, plötzlich aufsprang und rasch hinauslief, ohne ein Wort zu sagen. Ich war darüber perplex und etwas ärgerlich; aber schon nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, mit einer Gitarre in der Hand, die er aus seinem Zimmer geholt hatte. Durch die offene Thür sah ich den Tromba-Virtuosen, seinen Freund Zuccani stehen, und Paganini fragte mich, ob der miteintreten dürfe. Ich ging zur Thür und bat ihn darum. Er hatte sein Instrument und ein Cahier in der Hand. Paganini bat mich a anzugeben und stimmte seine Gitarre ein. Verwundert fragte ich ihn, was das werden solle. Er setzte sich lächelnd neben mich und forderte mich auf, meine Etüde von vorn zu beginnen, er wolle mir accompagniren, das werde sich viel hübscher machen, als eine leere Geige allein. Nun war ich wirklich höchlichst gespannt, da ich erstens gar nicht wußte, daß er ein mindestens ebenso großer Zauberer auf der Gitarra wie auf der Violine sei, und dann auch einigermassen zweifelte, ob es ihm gelingen möchte, die harmonische Basis meiner Etüden so prima vista herauszufinden. Ich fing die Etüde von vorn an, und er accompagnirte. Hatte ich ihn Tags vorher als den größten Geigenvirtuosen der Welt bewundert, so erregte er jetzt mein grenzenloses Erstaunen durch seine ganz eminente Kunst, die Gitarre zu behandeln und durch sein nicht minder großes Talent, die geistvollste harmonische Unterlage für meine Etüden, gleichsam wie durch Inspiration mit Gedankenschnelle zu treffen und auszuführen. Mit einem schluchzenden Bravissimo fiel ich ihm um den Hals, und Zuccani blies Tusch auf seiner Trompete. Ich war ganz aus Rand und Band, küßte Beide auf gut polnisch ab, riß die Klingelschnur entzwei, bestellte neuen Champagner, obgleich Paganini nicht trinken wollte und nachher auch nur immer nippte; aber ich und der Trompeter tranken. Endlich fragte ich letzteren, ob er seine Trompete nur mitgebracht, um Tusch zu blasen. Nicolo lachte schelmisch und sagte, ich möchte nur erst meine zweite und dritte Etüde spielen, dann wollten wir drei zusammen ein Terzett machen. Ein Terzett für Geige, Gitarre und Trompete? Davon hatte ich noch mein Lebtag nichts vernommen. Schon wieder muß ich erst staunen, aber noch mehr sollte ich's nach Anhörung dieser merkwürdigen Trio's, in denen ich selbst die Violinstimme auszuführen hatte. Ich bat Paganini, mir den Vortrag meiner zweiten und dritten Etüde zu erlassen, da ich sie noch nicht so fern in den Fingern hätte, um sie ihm vorzuspielen zu können; damit setzte ich mich zu dem Trompeter auf Canapee und sprach dem Frühstück zu. Während dessen verspeiste Meister Nicolo ein wenig Obst und Maisbrodkrumen, hatte meine Geige gleich einer Gitarre auf dem Schooß und klimperte, meine beiden nicht gespielten Etüden aufmerksam durchstudirend, auf dem Griffbrett und den Saiten herum. Auf einmal ergriff er meinen Bogen und legte die von Schwierigkeiten frohenden

Päden, die ich selbst damals nur annähernd zu bemastern vermochte, mit einer Virtuosität herunter, daß mir Hören und Sehen verging und ein Hühnerknochen mir fast im Halse stecken blieb! Das ging denn doch kaum noch mit rechten Dingen zu, um so weniger, als er auf einer fremden, auf meiner Geige spielte, die nicht nur um eine Kleinigkeit größer im Format war, als seine Guarneri, sondern auch einen um Vieles stärkeren Saitenbezug, als sein eigenes Instrument trug. Ich hatte nun nicht nur seine unermeßliche Technik, sondern auch seine fabelhafte Fingerkraft anzustarren; bewundernd ergriff ich seine linke Hand und sah mir diese knochigen Bleifeder-Finger zum ersten Mal genauer an. Wie ist es denn nur möglich, fragte ich, daß Sie mit diesen zarten Hühnerknöchelchen so Ungeheures auszuführen vermögen? Ja, wenn Sie noch wenigstens eine Athletenhand besäßen wie mein College Spohr in Deutschland, so könnte man's einigermassen fassen und begreifen. O, lächelte Meister Nicolo, meine Finger sind stärker, als Sie meinen, und dabei ergriff er einen kleinen Fruchteller von Bergkrystall, der vor ihm auf dem Tische stand, mit der linken Hand in der Art, daß der Teller zwischen dem Mittelfinger, der zu oberst lag, und den beiden angrenzenden Fingern (unten liegend) eingezwängt wurde. „Er wird Ihnen den Teller zerbrechen!“ rief der Trompeter und setzte sein Instrument an die Lippen. Knix-Knax war die Schale mitten entzwei, und Zuccani blies Tusch. Es kam mir auf ein paar Tellerchen mehr nicht an, und ich forderte Zuccani auf, mit mir a tempo dasselbe Kunststück zu versuchen. Wir drückten uns die Finger zu Schanden, aber der Krystall blieb ganz, und Paganini grinste wie ein lachender Kobold. Seine Sehnen, Nerven müssen wie seine Willenskraft von Stahl gewesen sein“, — schloß Lipinski seine Mittheilungen.

Kurze Zeit nach dem geschilderten Zusammentreffen vereinigte er sich mit seinem berühmten genuessischen Kollegen in Biacenza zu einigen gemeinschaftlichen musikalischen Madamen, in denen beide mit großartigen Erfolgen Concerte a deux violons vortrugen. Im Jahre 1829 sollen beide Geigenfürsten noch einmal in Warschau zusammengetroffen sein, doch hat mir Lipinski über diese Entrevue nichts mitgetheilt, nur erwähnte er noch, daß Paganini später in Paris bei einem Souper im Hause der kunstliebenden Gräfin Merlin die Manipulation mit dem Krystallteller aufs neue in Scene gesetzt habe, und zwar in Folge einer Wette mit einem Lord, der dabei 100 Guineen ans Bein band.

Als jene Gräfin Paganini einmal durch die Frage in Verlegenheit zu setzen suchte, wen er für den größten Violinpieler der Welt halte, antwortete der seine Italiener ganz unbefangen: — Den ersten kenne ich nicht, der zweite aber ist Karl Lipinski!

H. Truhn.

Der Schmetterlingkönig.

Ein Märchen.



raußen stürmte und schneite es, drinnen im behaglichen Wohnzimmer war es traulich und warm. Die Großmutter saß am flackernden Kaminfeuer und hielt ihr

jüngstes, blondlockiges Enkelchen, die kleine Erna, auf ihrem Schoß. Die Kleine blickte aufmerksam in die klugen Augen der Großmutter.

„Erzähle uns weiter vom Schmetterlingkönig,“ bat sie, „Beter Edgar will auch von ihm hören.“ Und sie legte ihre beiden kleinen Arme um den Hals des Knaben, der zu den Füßen der Großmutter saß und mit dunklen, träumerischen Augen in das Feuer blickte.

Und die Großmutter erzählte: „Wenn der Schmetterlingkönig vorbeifliegt, das ist ein Glanz, daß die Augen schmerzen, und man sie schließen möchte; aber es geht nicht, man muß sie offen halten und ihm nachsehen. Doch wehe, wenn der Fuß einen Schritt macht ihm zu folgen, dann kann man nicht mehr von ihm lassen und muß ihm nach durch Haide und Sumpf, über Berg und Thal, immer weiter, weiter! Wer strauchelt und stürzt, der verliert ihn aus den Augen, aber sein Herz kann nicht von ihm lassen; er vergißt Alles, was er liebte, seine Augen suchen nur den Schmetterlingkönig. Er weiß nicht, ob Winter oder Frühling im Lande, sieht nicht, ob ihn Sonne oder Mond bescheint — er denkt nur an die glänzenden Flügel und ihren Zauber, und träumt von ihnen Tag und Nacht. Das ist der Bann des Schmetterlingkönigs — darum hütet euch vor ihm.“

„Kann Niemand den Bann lösen, Großmutter?“ frug die blonde Erna.

„Es gibt nur eine Nacht: nur ein Herz voll reiner, heiliger Liebe hat Gewalt über den Bann des Schmetterlingkönigs, doch auch dieses überwindet ihn nur einmal. Folgt der Erlöste zum zweiten Mal den bunten Flügeln und wendet er sich ab von dem treuen Herzen, das ihn befreite, dann muß dieses Herz brechen — aber das versteht ihr Kinder noch nicht!“

So erzählte die Großmutter, und Erna legte das Köpfchen an ihre Brust und weinte. Es mußte ja so weh thun, wenn das Herz, das fröhlich klopfende Herz brach.

Edgar aber hatte mit glänzenden Augen zugehört. „Ich würde nicht hinfallen, Großmutter,“ sagte er, „ich würde den Schmetterlingkönig fangen. Dann gehörten mir seine prächtigen Flügel, und ich dürfte sie am Hute tragen. Ei, was würden da die Leute auffchauen, einen schöneren Schmuck hat kein König! Hat der Schmetterling auch ein schönes Schloß, Großmutter?“ frug er weiter.

„Wohl hat er das,“ antwortete die Matrone, „es blinkt und blitzt wie Sonnengold und hat die prächtigsten Hallen und Säle. Alle Wände scheinen von Edelsteinen zu sein, und die Decken sind hoch und farbenschimierend wie der Regenbogen, aber es ist alles Schein und Trug. Es sieht aus wie ein festes Schloß und ist doch nur eine große Seifenblase. Es ist nur für schönes Wetter gebaut, der Wind zerfört es. Nun ist's aber genug erzählt, nun müßt Ihr zu Bett, Ihr Kinder. Morgen müßt Ihr blanke Augen haben, morgen ist Christfest.“

„Ja, morgen ist Christfest,“ jubelte die kleine Erna, die ihre Thränen schon vergessen hatte. „Nicht wahr, Großmutter, der Christbaum ist doch schöner, als alle Schlösser des Schmetterlingkönigs?“

Die Großmutter küßte ihren Liebling, und die Kinder gingen schlafen. Erna träumte von dem glänzenden Christbaum und seinen Herrlichkeiten, Edgar dagegen dachte noch an den Schmetterlingkönig. Doch als er endlich einschlief, da träumte auch er vom Christbaum, darüber hin aber flog der Schmetterling, und die kleine Erna stand unter dem Baum und rief mit ihrer weichen, bittenden Stimme:

„Hüte Dich, hüte Dich vor dem Schmetterlingkönig!“

Die Zeit verging. Der Christbaum hatte noch oft gegläntzt, und der große Kirschbaum vor dem Hause hatte noch oft geblüht. Die Großmutter schlief längst unter dem Hasen auf dem stillen Gottesacker und wußte nichts mehr vom Wechsel des Winters und Frühlings. Und nun war es wieder Lenz geworden. Unter dem blühenden Kirschbaum stand die blonde Erna. Sie war ein großes, schlantes Mädchen geworden, frisch und schön wie ein duftiger Maimorgen. Auch die Thauperlenn, die ein solcher Morgen über die Blumen streut, fehlten nicht, sie hingen in den langen Wimpern, die sich vor dem Blick des jungen Mannes senkten, der vor ihr stand und ihre Hand fest in der seinen hielt.

„Leb wohl, Edgar,“ sagte sie leise.

Er umschlang sie stürmisch.

„Und wenn ich wiedertomme, dann trennen wir uns nimmer,“ flüsterte er und küßte ihre Stirn und ihre Lippen. „Leb wohl, meine Erna,“ und er wandte sich schnell ab.

„Hüte Dich vor dem Schmetterlingkönig!“ rief sie ihm nach. Er blickte zurück. „Kindermärchen,“ sagte er lächelnd und winkte ihr ein letztes „Lebewohl!“ zu. Dann eilte er schnell den Wiesenpfad hinab und verschwand im Walde.

„Kindermärchen,“ tönte es in Erna's Herzen wieder, und sie dachte an ihre sonnige, friedliche Kinderzeit, an die freundliche Großmutter und den strahlenden Christbaum. Der Wind wehte die weißen Kirschblüthen in ihren Schoß und in ihr Haar — und Erna dachte an die weißen Myrthenblüthen, die sie tragen würde, wenn die ersten Schneeflocken kämen. Dann kam ja Edgar zurück — aber es war noch lange Zeit bis dahin.

Und Edgar zog über Berg und Thal, er sah andre Länder und Leute, aber in seinem Herzen lebte das Bild der blonden Erna mit den großen, blauen Kinderaugen.

Da kam er in eine große Stadt. Es wurde ein Fest gefeiert, denn alle Straßen waren mit Blumen geschmückt, und reich gekleidete, schöne Frauen standen an den hohen Fenstern und auf den Balkonen und blickten hinab auf die bunte, wogende Menschenmenge, die alle Straßen füllte. Edgar sah in all die strahlenden Augen, so viel Glanz und Schönheit hatte er noch nie gesehen, und zum ersten Mal ward das Bild der blonden Erna schwächer in seinem Herzen.

Jetzt stand er vor einem prächtigen Hause mit hohen, bunten Fenstern und Mauern wie von blinkendem Golde. An dem Balkongeländer lehnte eine wunderschöne Frau in rauschendem, rosenrothem Seidengewande, das ein glänzender Silbergürtel zusammenhielt.

Unten auf der Straße kam ein langer Zug stattlicher Cavaliere und schöner Damen daher, sie zogen gerade auf die geöffneten Pforten des Schlosses zu, und ihnen allen voran, — was glänzte und blitzte da über ihren Häuptern? Waren die Kindermärchen lebendig geworden? — Ja, das waren die bunten, schimmernden Flügel des Schmetterlingkönigs. Edgar hatte die Kindermärchen vergessen, sein Auge hing nur an den prächtig bunten Flügeln, die jetzt über der Frau im rosenrothen Seidenkleide schwebten, und dann dem Zuge voran durch die weitgeöffneten Pforten des Schlosses flogen.

Die schöne Frau schien Edgar zu winken, sie lächelte ihm zu, und auch er folgte dem Zuge in das Zauberschloß.

Berausender Duft wehte drinnen, und eine schmeichelnde, süße Musik rief alle Herzen mit sich fort. Die schönsten Frauen standen auf den Galerien oder schlangen sich mit den glänzenden Cavaliere im schnellen Reigen, und schwellende Polster luden unter Palmen und blühenden Drangenbäumen zur Ruhe ein. Ueber Allen aber schwebten die bunten, schimmernden Flügel, über Allen zogen sie ihre magischen Kreise, und Edgar mischte sich in das bunte Treiben, das ihn unwiderstehlich mit fort zog, sein Herz hatte Erna's warnende Worte vergessen:

„Hüte Dich, hüte Dich vor dem Schmetterlingkönig!“

Wochen und Monde flogen dahin, Edgar merkte es kaum, er war im Bann des Schmetterlingkönigs. Er wußte: er müsse ihn fangen und seine Flügel an seinen Hut heften, wenn er all die Herrlichkeit, die ihn umgab, dauernd besitzen wollte, und all sein Sinn ging darauf hin. Er wußte, daß viele denselben Wunsch hatten, er sah täglich einige seiner neuen Freunde erschöpft zusammenstinken, aber er selbst fühlte sich noch stark, es mußte ihm gelingen.

Es war Herbst geworden. Die Wälder färbten sich bunt, die Blätter wehten zur Erde, und mit lustigem Hörnerklang zog ein glänzender Jagdzug hinab in das waldige Thal. Edgar war einer der ersten im Zuge, er folgte ja dem Schmetterlingkönig. Ihm zur Seite ritt die schöne Frau, die er zuerst auf dem goldenen Balkone gesehen. Wie lächelte ihr Mund, wie blitzten ihre Augen! Das sind nicht die sanften Kinderaugen der blonden Erna, es ist ein wunderbares Leuchten darin, das an die schimmernden Schmetterlingsflügel erinnert. Sie blickt Edgar an, und es ist ihm, als näherte sich ihm der glänzende Schmetterling, er kann die blitzenden Augen und die schimmernden Flügel nicht mehr unterscheiden, er breitet die Arme nach ihr aus, aber sein Pferd scheut und springt zur Seite. Doch die Augen sind zu mächtig, sie ziehen Edgar unwiderstehlich an, er springt vom Pferd und

eilt ihr nach — da wendet sie die Augen ab und sprengt mit höhnlichem Lachen davon. Edgar taumelt zurück, noch hört er ihr lautes Lachen, noch sieht er die weißen Federn ihres Hutes und darüber die Flügel des Schmetterlingkönigs, er will ihnen nach — doch der Wald ist dicht und dunkel — Edgar strauchelt und fällt — über ihn hin braust der Jagdflug. Edgar liegt regungslos, wie betäubt; jetzt richtet er sich auf und blickt um sich. Der Zug ist verschwunden, rings um ihn her ist nur der tiefdunkle Wald. Der Wind küßt seine Stirne kalt und eisig, und durch das leise Rauschen der alten Föhren klingt es:

„Hüte Dich, hüte Dich vor dem Schmetterlingkönig!“

Die ersten Schneeflocken fielen zur Erde. Edgar kam nicht. Die blonde Erna stand unter dem fahlen Kirschbaum. Sie blickte vergebens suchend und erwartend in die Ferne. Sie seufzte und preßte die Hand aufs Herz. Edgar kam nicht. Aber die Waldbögel kamen, denen sie die gelben Weizenkörner hinausstreute auf den Schnee.

„Edgar kommt nicht,“ zwitscherten sie, „wir haben ihn gesehen, er folgte dem Schmetterlingkönig, er strauchelte und fiel, nun bleibt er in seinem Bann.“

Da bedeckte Erna ihr Gesicht mit beiden Händen. „O Edgar,“ seufzte sie, „hast Du mich denn ganz vergessen?“ Aber hatte die Großmutter nicht gesagt, „ein Herz voll Liebe löst den Bann?“ Da fühlte sie ihr Herz so freudig schlagen, ja, sie konnte den Schmetterlingkönig überwinden. „D, führt mich zu ihm,“ bat sie die Vögel, und sie flogen zwitschernd vor ihr her und führten sie hinaus in die weite Welt. Erna folgte ihnen, sie ging immer weiter und weiter, Hunger und Kälte fühlte sie nicht, sie wußte nur Eins: „Die Liebe überwindet Alles,“ das hatte die Großmutter gesagt.

Und so kam sie in einen tiefen, dunklen Wald.

„Edgar, Edgar!“ rief sie laut in den Wald hinein, doch nur der Wind antwortete ihr. Da sank sie endlich zum Tode ermattet vor einem kleinen Häuschen mitten im Walde zusammen.

Eine alte Frau stand vor der Thür und nickte Erna zu; dabei bewegten sich die breiten, bunten Bänder auf ihrer Haube auf und nieder, wie ein großer Schmetterling. Sie ging Erna entgegen und reichte ihr freundlich lächelnd die Hand.

„Komm' mit mir, armes Kind, Du bist ja ganz erschöpft,“ sagte sie und führte Erna in das Häuschen. Sie setzte ihr duftende Speisen und goldhellen Wein vor und führte sie dann zu einem weichen, seidnen Bett, da sollte sie schlafen. Erna that alles, was die Alte wollte, und war bald eingeschlummert. Was hatte sie aber für sonderbare Träume! Das war ein Rauschen um sie her wie von seidnen Gewändern, und darunter blitzte es wie funkelnde Edelsteine. Dazwischen sangen die Waldbögel: „hüte Dich, hüte Dich,“ und dann hörte sie wieder die Großmutter sagen: „die Liebe ist stärker, als der Schmetterlingkönig.“ Und immer glänzender wurden ihre Träume, immer schwächer klangen die Stimmen der Waldbögel. Da erwachte sie plötzlich.

Vor ihr stand die Alte und hielt ein prächtiges Gewand und blinkende Juwelen in der Hand.

„Komm,“ sagte sie, „ziehe dies Gewand an und schmücke Dich mit diesen Steinen. Du sollst meine Tochter sein und bei mir bleiben. Wir wollen in Pracht und Herrlichkeit zusammen leben.“

Und während sie so sprach, wurde das kleine Häuschen, in dem sie standen, zum prächtigen Palast, und ihre bunten Haubenbänder erschienen Erna wie glänzende Schmetterlingsflügel. Erna blickte verwundert um sich, ihr war, als träume sie noch immer. Da sangen die Waldbögel wieder lauter: „hüte Dich, hüte Dich!“ und Erna legte die Hand vor die Augen und eilte hinaus in den winterlichen Wald.

Sie hörte, wie die Alte ihr nachrief: „Thörin, was er liebte, hat er längst vergessen.“ — aber sie lief tiefer in den Wald hinein, ohne sich umzudrehen. Sie wußte, sie hatte den Schmetterlingkönig gesehen.

Da stand ein alter Einsiedler am Wege, der blickte Erna mit klugen, durchdringenden Augen an.

„Ich weiß, was Du willst,“ sagte er, „aber hüte Dich. Einmal kannst Du ihn wohl erlösen, wenn er Dich aber dann verläßt, so muß Dein Herz brechen; und er wird Dich verlassen. Der Schmetterlingkönig hat über Alle Gewalt, die ihm einmal folgten.“

Doch Erna faltete die Hände über der Brust. „Er hat keine Gewalt über mich, ich muß Edgar retten,“ sagte sie und eilte weiter. Aber immer klang es ihr in den Ohren: „Wenn er Dich verläßt, muß Dein Herz brechen!“ Da stand sie plötzlich vor einer Kapelle. Leiser Orgelklang tönte daraus hervor, und als sie eintrat, sah sie eine schöne, ernste Frau vor dem Altar stehen. Ein weißes Gewand umfloß sie in reichen Falten, und über ihrer Stirn strahlte ein Stern mit mildem Glanze. Sie winkte Erna zu sich heran, und dieser schien es, als kenne sie die ernste Frau schon lange, und als müsse sie ihr helfen können. Sie umschloß mit beiden Armen ihre Kniee und bat:

„Gib mir etwas, das mein Herz stark macht, daß es nicht bricht, wenn Edgar mich verläßt. Gib, daß ich ihn auch dann noch erlösen kann.“ Da beugte sich die schöne, ernste Frau zu

ihr herab und gab ihr eine wunderbare blaue Blume, die sie am Busen getragen hatte, „Halte sie wohl,“ sprach sie, „so lange diese Blume Dein ist, bist Du stärker, als jeder Bann, denn Glaube und Liebe überwindet Alles.“

Erna hielt die Blume in der Hand, die schöne Frau war verschwunden, und sie setzte ihren Weg voll froher Zuversicht fort. Als sie noch ein Stück gegangen war, sah sie unter einer hohen Tanne einen bleichen, jungen Mann stehen, der träumerisch vor sich hinblickte. Mit einem Freudenstöhnen eilte sie auf ihn zu — es war ja Edgar, der lang Gesuchte, den sie nun endlich, endlich gefunden hatte. Er blickte sie fremd und verwundert an. „Hast Du den Schmetterlingkönig gesehen?“ frug er.

„D, kennst Du mich nicht mehr?“ rief Erna, „ist es denn wahr, daß Du alles vergessen hast, was Du liebtest?“

Und sie umschlang seinen Hals und küßte seine bleiche Stirn, und die blaue Blume duftete so süß, so süß. Da war es ihm, als sähe er sich wieder als kleinen Knaben mit der blonden Erna unter dem Christbaum stehen, er dachte der alten, fast vergessenen Kindermärchen und Thränen traten in seine Augen.

ben, das Edgar's Sinne einst berauscht hatte und ihn nun wieder ganz gefangen nahm. Wieder flogen die Tage dahin — er merkte es kaum. Aber draußen rauchten die Bäume mächtig und beugten die stolzen Kronen im Sturm, der über sie dahin fuhr. Immer lauter wurde die Luft drinnen im Schmetterlingsschloß, und immer lauter tobte der Sturm draußen im Föhrenwald. Edgar merkte es nicht, er hielt die Hand der schönen Frau, und der Schmetterlingkönig zog immer dichtere Kreise um ihn.

Jetzt war er ganz nah, jetzt mußte ihn Edgar fassen. Aber was war das? Je näher er kam, je mehr verschwanden die glänzenden Farben, grau und fahl sahen die sonst so bunten Flügel aus, und als Edgar jetzt die Hand danach ausstreckte und ihn faßte, hielt er statt seiner einen häßlichen Totenkopf in der Hand. Edgar wandte. Der Boden unter seinen Füßen schien zu beben. Der Wind heulte durch den Föhrenwald und rüttelte an den Schloßmauern, daß sie wie leichte Nebel hin und her schwankten, die Decke senkte sich — und mit lautem Krachen stürzte das Schloß zusammen. Aber durch Schutt und Trümmer drang ein mildes, blaues Licht in den verwüsteten Saal — es war das Letzte, was Edgar sah, seine Sinne verließen ihn, seine Augen schlossen sich.

Frühling war's. Der alte Kirschbaum hatte wieder sein weißes Festkleid angezogen. Edgar saß in seinem Schatten, die weißen Blüthen fielen in seinen Schoß und der Frühlingswind spielte in seinem weißen Haar — denn Edgar war ein alter Mann geworden. Er dachte an seine Jugend, die er verscherzt, und an die blonde Erna, der er das Herz gebrochen hatte. Nun war er einsam, ganz einsam auf der weiten Welt, nur die Erinnerung und bittere Reue waren seine Begleiter. Im kleinen Hause, in dem er mit Erna aufgewachsen war, wohnten fremde Leute, was wollte er noch hier unter dem blühenden Kirschbaum? Er dachte der alten Kindermärchen, und bittere Thränen rollten über seine gefurchte Wange. Er sah eine freundliche, alte Frau aus der Hausthür treten, zwei Kinder blühten lachend zu dem kleinen Fenster hinaus. Edgar kannte den Knaben mit dem schwarzen, krausen Haar und das kleine Mädchen mit den sanften, blauen Augen. Wurden die Kindermärchen wieder lebendig? Ach, sie waren ja längst verklungen, Alle, die er liebte, waren lange todt.

Aber die Strahlen der Frühlingssonne küßten seine Stirn warm und wonnig, war er denn wirklich so ganz verlassen? Er hob den Kopf und blickte um sich — ja, das waren die geliebten blauen Kinderaugen, die ihn so freudig anblickten; das war ihre süße Stimme, die jubelnd seinen Namen rief, und die Sonnenstrahlen waren es nicht mehr allein, die seine Stirn küßten.

„Nun bist Du wieder erwacht,“ jubelte Erna, „und der Winter ist vorbei und mit ihm alles Leid.“ Und nun erzählte sie ihm, wie er in tiefem Schlaf bis jetzt gelegen habe, und wie ein weißer Hirsch sie Beide aus dem Zauberwalde zurück in ihre Heimath getragen hätte.

Edgar dachte an seine Träume, er wußte, daß er nur in Gedanken ein ganzes trauriges Leben ohne Erna durchlitten hatte.

Doch nein — jetzt dachte er nicht mehr daran — jetzt sah er nur die blonde Erna, wie sie vor ihm stand, schön und frisch wie der duftige Mai-morgen, und auch die Thauperlentropfen fehlten ihr nicht; aber es waren Freudenthränen, die an ihren Wimpern hingen.

Edgar war ja erlöst und voll Kraft und Jugend, das Leben lag noch vor ihm, die blonde Erna stand frisch und blühend an seiner Seite, der alte Kirschbaum rauschte, und die Waldbögel sangen:

„Glaube und Liebe sind stärker, als der Schmetterlingkönig.“

B. E.

Der erste Schnee.

Von Johannes Trojan.

Er saß bei der Morgenpfeife in seinem Studierzimmer und war eifrig mit einer sehr alten Sache beschäftigt, über die schon so mancher Band geschrieben, etwas Sicheres aber noch nicht festgestellt war. Wie er auf der Gedanken-Wanderung an einen Graben kam, über den kein Steg führte und über den zu springen er sich nicht getraute, da blickte er vom Buche auf und bemerkte, daß vor den Gläsern seiner Brille zahllose weiße Flocken herniederschwebten und sich feltfamlich durcheinander tummelten. Sofort wandte er — da diese Erscheinung ihm nicht lieb war — seine Augen wieder auf die Seiten des Buches, mußte nun aber die Entdeckung machen, daß die schwarzen Lettern sich mit den eben erwähnten weißen Flocken zu einem noch feltfamern Tanz verbanden. Nach einigen Augenblicken wurde es ihm klar, daß dieses Flockengetümmel in keinem directen Zusammenhang mit der alten Geschichte stehe; jedenfalls aber war es ein Phänomen, unter dessen Einfluß von einem erfolgreichen Weiterstudiren nicht die Rede sein konnte. Er stieß daher — um anzumerken, wo er stehen geblieben sei — seinen Wanderstab in den Rand des obge-



Der Schmetterlingkönig. Zeichnung von P. Kleinmichel.

„Erna,“ rief er, „liebe, liebe Erna,“ und sie hielten sich fest umschlungen. — Da rauschte es plötzlich über ihren Häuptern, eine süße Musik erklang und vor ihren Augen stand ein prächtiges Schloß, es schimmerte in allen Farben des Regenbogens und durch die weit geöffneten Pforten kam ein glänzender Zug; Allen voran schritt eine wunderschöne Frau im rosenrothen Seidengewande.

„Laß uns fliehen,“ rief Erna, „das ist das Schloß des Schmetterlingkönigs. Siehst Du nicht, da schwebt er mit seinen glänzenden Flügeln dem Zuge voran,“ und ängstlich umfaßte sie seine Hand.

„Ja, laß uns fliehen,“ rief auch Edgar, aber sein Blick hing wie gebannt an den schimmernden Flügeln. Wieder winkte ihm die schöne Frau mit den blinkenden Augen, er that einen Schritt ihr entgegen — da hatte der alte Zauber wieder Macht über ihn. Er riß sich von Erna los und folgte dem Zuge, der wieder zurück zum Schlosse ging. Die goldschimmernden Pforten schlossen sich hinter ihm.

Erna fühlte, wie ein kalter Schauer sie durchbehte und wie ihr Herz schmerzhaft zuckte. Sie drückte die blaue Blume fest an sich, und doch war ihr, als verließen sie alle Kräfte, und benüßlos sank sie unter der Tanne zusammen. Die Waldbögel flogen über sie dahin und sie flogen auch über das Zauberichloß, aber Niemand hörte auf sie. Sie riefen es umsonst in die Nacht hinaus:

„Hütet euch, hütet euch vor dem Schmetterlingkönig!“ — Drinnen im Zauberichloß war wieder das alte, bunte Drei-

melbeten tiefen Grabens, machte das Buch zu, stellte die über der Arbeit längst schon kalt gewordene Pfeife fort, schob die Brille empor und nahm eine Prise. Nun in der Lage, dem sonderbaren Phänomen seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden zu können, blickte er ruhig nach dem Fenster hin und sagte nach einer kleinen

mit erfrorenem Laube. Nun mögen hie und da noch ein paar kleine Blumen geblieben sein in den Gärten und auf den Rainen; denen schneit es nun in die Augen und morgen wird es mit ihnen vorbei sein.

Es ist gut, es ist gut so! Diese ersten weißen Flocken machen

agte: es müsse ein Weg und ein Mittel gefunden werden, sich mit ihm auszugleichen.

Dann aber kamen Jahre, in denen er sich nur selten sehen ließ. Es war wohl die Zeit, als jeder Tag Mühsal und Sorgen brachte, jeder Tag endete mit Erschöpfung, damit der folgende



Brendanowicz A. Weber.

Der erste Schnee. Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von Fritz Lützhaus.

Bause zu sich selber: es schneit. Und er fügte hinzu: Das ist der erste Schnee.

Wir haben also — dachte er weiter — wir haben wieder einmal hinter uns die lange oder auch kurze Periode des Ringens und Kampfens und des Ermattens und Sterbens — welche anfang an dem Nachmittag, als ich auf einem Spaziergange vor die Stadt es zuerst bemerkte, daß die Haselgesträuche stäubten. Dann kam es wieder alles so, wie wir es oft schon gesehen haben: es kamen die Schlüsselblumen und die Rosen — und wie bald waren auch die Astarten wieder da und der Herbststieber! Am längsten hielten in diesem Jahr sich die Georginen; aber auch die standen an einem Morgen, wie wir es auch so oft schon sahen, traurig da

einen Abschnitt: vorüber ist, was das Herz quält und ängstigt; jetzt beginnt die Zeit des Friedens, der Ergebung, der Ruhe.

Fället leise hernieder, schimmernde Flocken, sanft und freundlich einhüllend, was die Augen jetzt schließen muß.

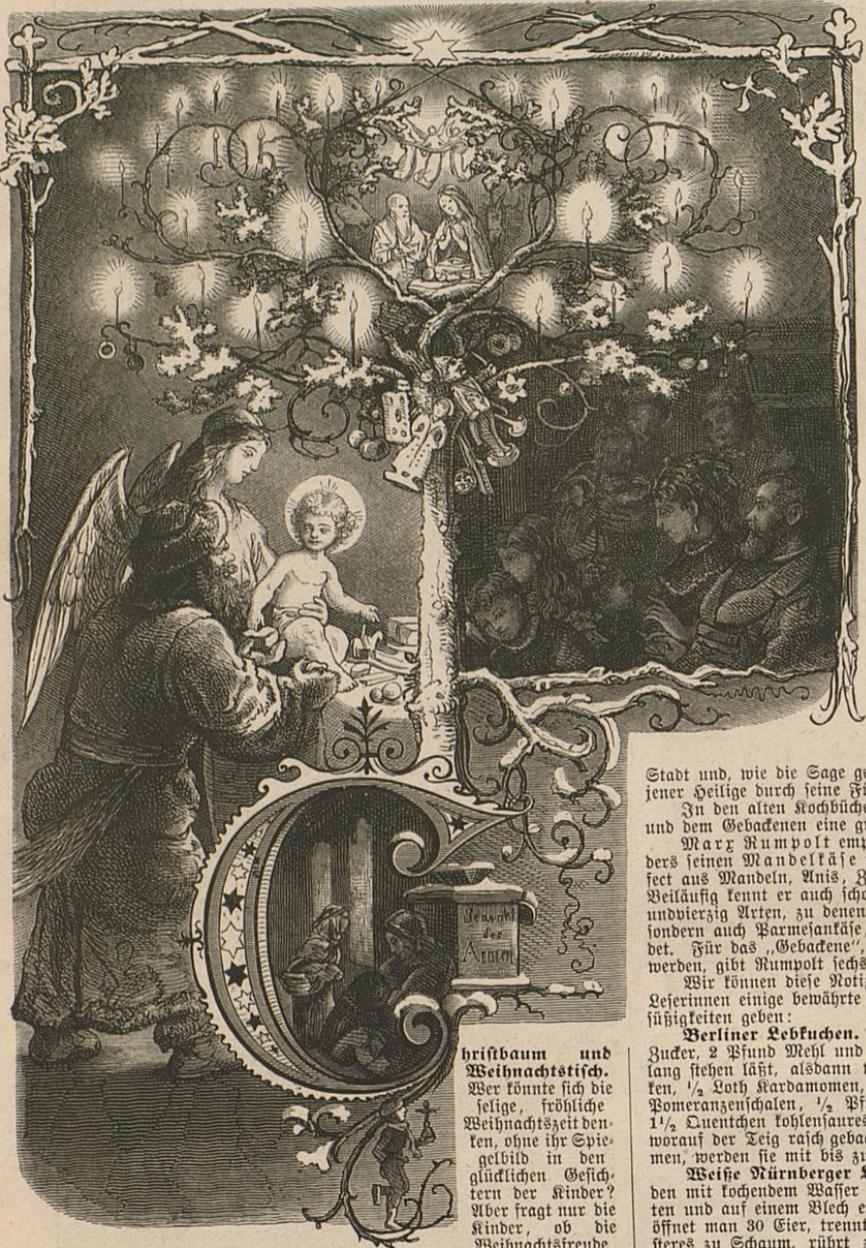
Wann kam doch zum ersten Mal der Gedanke an das Ende? War es nicht in den übermüthigsten Tagen der Jugend? War es nicht im Frühling, als so viel Beglückendes sich ans Licht drängte und doch so hinfällig sich erwies? Ja, da kam der Gedanke wohl, um die Stunde am liebsten, da Nacht und Tag sich scheiden. Er kam in die stille Kammer, er trat vor die Seele bei einsamen Wanderungen über die Berge und an den Bächen hin. Er kam so häufig und machte so dringend, daß sich das Herz

käme mit dem Rufe: Weiter! Und was tritt hinein in diese Tage, über Arbeit, Mühsal und Sorgen die schimmerndsten Blumen streuend, die je ein Lenz hervorbrachte? O weiße Flocken, ihr redet immer noch von den kleinen Fußspuren im Schnee, die schon so bald wieder von der mißgünstigen Sonne zerstört wurden! Ein wenig noch verweile vor den Augen, liebliche Gestalt, der die Augen einst folgten über die Schneefläche, über das Grün der Wiesen, durch die Wellen des Kornes, die sich hinter ihr schlossen. Ein wenig noch verweile, die du plötzlich den Tagen ihren Inhalt, der Arbeit ihre Bestimmung gabest; die du ins Herz eine Unruhe brachtest, so verschieden von allem, was es sonst beunruhigt hatte.

Und was brachten dann die ersten Schneeflocken, wenn sie zur Erde herniederschwebten? Der Arbeit frohe Erfolge, das Besagen im Eignen, Gäste um den Tisch, Kindes ersten Schrei...
 Heber das Alles, wie viel Mal ist der Schnee schon gefallen!
 Und mit der Zeit ließ der Gedanke, der einst — ein unheimlicher Gast — in der Morgendämmerung zu kommen pflegte, auch wieder sich sehen. Aber er war ein anderer geworden, das Erschreckende, das ihm früher anhing, hatte er verloren. Der Ausgleich mit ihm, nach dem das Herz sich einst sehnte, war ungefüht durch das Leben gefunden und abgeschlossen worden. Er brachte jetzt mit sich etwas Beruhigendes und etwas mehr noch.
 Sinket leise hernieder, schimmernde Flocken, wir sehen euch ruhig fallen — und wär' es zum letzten Male.

Wie schnell die Zeit hingeht! Schon ist das Weihnachtsfest nahe, das leuchtende Fest, das zuerst auf den Frühling hinzeigt. Dann kommen die kalten und hellen Tage, an denen es draußen so stille ist, ein solcher Friede über dem Schnee liegt. Die Tannen senken ihre Zweige unter der Last, die ihnen der Winter auflegt, über den Saaten liegt die weiße Decke, durchwirkt mit den Fußspuren der Vögel und des Wildes; bei den Wohnungen der Menschen, auf den rothen Weidenzweigen sammeln die darbenenden kleinen Vögel sich und fliegen hinunter zu dem dampfenden Bach, welcher der Kälte spottet. Dann begegnet kein hinterbedendes Leben den Blicken; aber die süße Gewissheit drängt sich der Seele auf, daß unter der weißen Hülle ein unzerstörbares Leben athmet dem Augenblick entgegen, in dem es von oben klingen wird: Erwache! Dann wird über dem letzten Schnee, der noch auf den Bergen und in den Schluchten liegt, die Lerche frohlockend sich wiegen; zarte, grüne Blätter werden die eiskalte Hülle durchbrechen und weiße, liebliche Glocken werden darüber schwanen. O wie freudig sollt ihr willkommen geheißen werden, erste Blumen!

Wirthschaftsplaudereien.



Christbaum und Weihnachtsfest.
 Wer könnte sich die seltsame, frühliche Weihnachtszeit denken, ohne ihr Spielgebild in den glücklichen Gesichtern der Kinder? Aber fragt nur die Kinder, ob die Weihnachtsfreude nicht um mehr als die Hälfte gemindert würde, wenn et was fehlte, was kein anderes, noch so kostbares Geschenk zu ersetzen vermag — die Süßigkeiten, gleichviel welche Form sie haben. Zucker und Gewürze sind einmal die Signatur des Weihnachtsfestes. So ziemt es sich wohl, um diese Zeit näher auf den Ursprung des Süßen und der Würzen einzugehen.
 Es sind etwa eintaufend und dreihundert Jahre her, als Papst Gregor I. das Weihnachtsfest zu dem machte, was es heute noch ist, zu einem Kinderfest.

Kannte Rom schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung unter gleichem Namen (Panis mellitus). Schon zu Numa's Zeiten buk man gelegentlich des Abonistefests (Commerionnenwendefest) Kuchenwerk aus feinem Weizenmehl mit Anis, theils in Honig, theils in Del, und auch schon in Gestalt von allerlei Gethier.

In Deutschland blieb bis zu Ende des 15. Jahrhunderts Honig das einzige süße Gewürz für Speizen und Gebäck, die Bienenzucht wurde auch demgemäß viel allgemeiner bei uns, als heute betrieben; ward doch auch für die katholische Geistlichkeit Wachs in weit größerer Menge gebraucht.
 Am ausgebildetsten bestand die Bienenzucht zuerst in dem Reichswalde bei Nürnberg, des heiligen Römischen Reiches Bieneengarten; des Gewerbs der Zeidler wird schon unter den Ottonen (936—1003) Erwähnung gethan. Des ältesten Ruhmes deutscher Pfefferkücherei dürfte sich deshalb wohl auch Nürnberg erheben. Das Wort Lebkuchen, noch heute in Mittel- und Süddeutschland allgemeiner als Honig- oder Pfefferkuchen, kommt aus dem altheutschen, noch jetzt im Osnabrückischen gebräuchlichen Worte: lebbe (sehr süß) her.

Der Zucker trat in Europa zuerst als Concurrent des Honigs im zehnten Jahrhundert auf, vermochte aber erst im fünfzehnten Jahrhundert allmählich den Honig zu verdrängen. Als Urheimath des Zuckerrohrs ist sowohl Bengalen wie Mittelamerika anzusehen. Die Römer hatten nur unvollkommene Kenntniss vom Zucker. Vielleicht erhielten sie über Hindostan chinesischen Candiszucker. Von Hindostan brachten die Araber das Zuckerrohr nach Syrien und bauten es dann auch in Spanien an. Kreuzfahrer, welche 1173 den Zucker in Syrien fanden und seine Bereitungsart kennen lernten, trugen wesentlich zur Anlage und Förderung des Zuckerbaues auf Sicilien und Malta bei. Portugiesen und Spanier legten später auf ihren außereuropäischen Colonien großartige Zuckerplantagen und Raffinerien an, so daß bereits 1535 in St. Domingo dreißig Zuckerrösthöfen im Gange waren, von denen mehrere durch hundert Regierclaven bedient wurden. (Die erste Zuckerraffinerie Deutschlands wurde 1597 und zwar in Dresden eröffnet.)

Trotzdem stand um diese Zeit in Deutschland der Honig als Verfüßungsmittel der Speisen noch ganz in Ehren, denn Bod. der Verfasser eines Kochbuches die „Speiskammer“ (vom Jahre 1555) sagt über den Zucker: „in den Apotheken und Herrentüchen in Deutschland ist kein Ding gemeiner und bräuchlicher, als der Zucker; daraus kochen und machen sie vielerlei Latwergen, Syruen, Zulep, Conbita, Conervas, Confect, Zäselin, Marzipan und dergleichen ohnzählbare Ding. In den Küchen müssen aber izunder alle Speiß und trachten, alle getränk mit zucker gesalzen und abberet werden; wie gesund aber solche Speiß und getränk seien, laß ich ein jeden erlernen. Bei mir acht ich solche Speiß und getränk stets gebräucht für ungesund, ohnangehehen, daß ein Sprichwort ist (vielleicht in der Küchen gemacht) das laut, man könne kein Speiß mit Zucker verderben.“

In die Reihe der Lebensbedürfnisse trat der Zucker bei uns aber erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und daß, und in welchem Grade seit dieser Zeit die Rübe das Zuckerrohr bei uns geschlagen und verdrängt, ist allgemein bekannt.

Den Römern zogen hat Deutschland auch die Bekanntschaft mit den Gewürzen Indiens zu verdanken, so den schwarzen Pfeffer, die Ingwerwurzel, den Zimmet, Cardamom, die früher häufiger als jetzt gebräuchlichen Paradieskörner, wie die Galgantwurzel, endlich Muscatnuß und Muscatblüthe.

Die Vasco de Gama den neuen Seeweg nach Ostindien fand und die vornehmsten Handelsvölker auf jenen fernen Küsten Colonien errichteten, waren die genannten Gewürze freilich nur Reichen zugänglich, so daß es schon als ein ansehnliches Vermögen gelten konnte, einem Heiligen jährlich ein Pfund Pfeffer zu versprechen. Sparame Hausfrauen schärften damals die Speizen mit den Wältern des Pfefferkrautes, welche Pflanze deswegen noch jetzt in England poor man's pepper genannt wird.

In allen Kochbüchern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts spielen indeß die indischen Gewürze sämtlich keine kleine Rolle, ganz besonders aber gilt dies als Würze der verschiedenen Königsgebäde, der Pfefferkuchen und Gewürzkuchen (auch im Französischen, Italienischen und Englischen so genannt: pain d'épice, Pane de specerie oder aromatico, spice-bread).

Der Zucker, zuerst in den Händen der Apotheker, wurde von diesen auch zur Herstellung eines gewürzten Lederbissens benützt, welcher jetzt noch um Weihnachten von sich reden macht, und zwar der Kaiserbissen oder Morzellen (morsull imperatoris).

Schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts finden wir auf der Liste des Tafelconfectes eines preussischen Hofmeisters neben Pfefferkuchen auch Morzellen verzeichnet.
 Ein wichtiges Ingredienz aller Weihnachtsgebäde ist auch die Mandel. Aus Nordafrika brachten die Römer den Mandelbaum nach Italien und von dort kamen Mandeln (ebenso auch Rosinen) schon frühe nach Deutschland.

Venebig, welches nachweislich schon im Jahre 996 Zucker aus Alexandrien bezog, verbandt unter Weihnachtsfest das Mandelbrot oder Marzipan, das heißt Brot des Marcus, gebäde zu Ehren des Schutzpatrones dieser Stadt, zum Gedächtniß einer Hungersnoth, von der jener Heilige durch seine Fürbitte die Stadt errettete.

In den alten Kochbüchern spielen die Mandeln bei den Zuckerconfecten und dem Gebäck eine große Rolle.
 Marx Rumpolt empfiehlt uns in seinem Kochbuche von 1581 besonders seinen Mandelkage und führt mehr als fünfzig Arten von Zuckerconfect aus Mandeln, Anis, Zimmet, Nägelein, Coriander, Fruchtsternen zc. an. Weiskauf kennt er auch schon Turten (Torten), und zwar beschreibt er sechs- undvierzig Arten, zu denen er indeß nicht nur Früchte, Mandeln, Beeren, sondern auch Karmeliskäse, Ochsenzungen, Rübren, grüne Erbsen zc. verwendet. Für das Gebäck, wozu ebenfalls Obst, Mandeln, Feigen benützt werden, gibt Rumpolt sechsunddreißig Recepte.

Wir können diese Notizen nicht besser schließen, als wenn wir unseren Leserrinnen einige bewährte und noch heute gültige Recepte zu Weihnachts-süßigkeiten geben:
Berliner Lebkuchen. Man nimmt dazu 1 Pfund Honig, 1 Pfund Zucker, 2 Pfund Mehl und bereitet daraus einen Teig, den man einen Tag lang stehen läßt, alsdann werden einige Eier, 1 Loth Zimmet, 1 Loth Nelken, 1/2 Loth Kardamomen, die Schale von einer Citrone, etwas Citronat und Pomeranzenschalen, 1/2 Pfund geschnittene Mandeln, 1/4 Loth Pottasche oder 1/2 Quentchen tohlenmaures Ammonial (in Wasser aufgelöst) hineingearbeitet, worauf der Teig reich gebäde wird. Wenn die Lebkuchen aus dem Ofen kommen, werden sie mit bis zum Fadenziehen gelochtem Zucker bestreut.

Weiße Nürnberger Lebkuchen (12 Stück). 3 Pfund Mandeln werden mit kochendem Wasser überbrüht, die Haut abgeschält, dann klein geschnitten und auf einem Wech erhitzt (geröstet), bis sie gelblich sind. Unterdessen öffnet man 30 Eier, trennt das Weiße sorgfältig von dem Gelben, schlägt ersteres zu Schaum, rührt zugleich auch das Gelbe mit 3 Pfund gelochtem, getrocknetem Zucker eine halbe Stunde unter Zusatz von 3 Loth geschnittenen Pomeranzenschalen, 8 Loth Citronat, 1 Loth Zimmet, 1/4 Loth Kardamomen und 2 Quentchen Nelken, mischt es zu dem Schaum, legt die Mandeln zu, nebst 1 Pfund getrocknetem Mehl, streicht die Mischung auf Oblaten und läßt sie bei gelindem Feuer langsam backen.

Gewürzkränze. Aus 2 Pfund feinem Roggenmehl, 1 Pfund gutem Honig, einer Messerspitze voll gereinigter Pottasche und einem geringen Zusatz von Nelken, Zimmet, Kardamomen und englischem Gewürz, wird unter lange fortgesetztem Rühren ein Teig gemacht, der ein um so schöneres Gebäck gibt, je länger man ihn an einem kalten Orte stehen läßt; womöglich muß er 14 Tage oder 3 Wochen alt sein. Dieser Teig wird alsdann auf Mehl ausgegrollt, in kleine Würfel geschnitten und zum Bäcker geschickt, der ihn gehörig ausbacken lassen muß.

Königsberger Marzipan. Man brüht 26 Loth süße und 4 Loth bittere Mandeln kurze Zeit mit heißem Wasser, entfernt die Schalen und alle ranzigen und angegriffenen Mandelstückchen, breitet die Mandeln auf eine Serviette aus, trocknet sie gut ab und zerreibt sie dann auf einem Reibeisen mit möglichst engen Öffnungen. Dann reibt man 1 Pfund besten Hutzucker auf demselben Reibeisen und rührt beides mit Rosenwasser, dem man einige Tropfen Orangenzweigenwasser zusetzen kann, zu einem steifen Teige an. Der Marzipan wird um so schöner werden, wenn man diesen Teig drei oder vier Tage lang an einem kühlen Orte der Ruhe überläßt, bevor er, wie folgt, weiter verarbeitet wird. Auf einem Kuchenbrette, das mit Zuckerpulver oder feinstem Weizenmehl (Rudermehl) bestreut ist, rollt man sodann den Teig aus und sticht mit Hilfe von Blechformen beliebige Figuren, als: Herzen, Sterne u. i. w. aus, welche mit einem dünnen Rande, der sie um etwa ein viertel Zoll überragt, umgeben werden. Der Rand besteht natürlich aus derselben Marzipanmasse und wird mittelst Rosenwasser angeklebt.

Die so geformte Marzipanmasse wird nun auf weißem Briefpapier oder Oblaten auf ein Blech gelegt, über dasselbe der Deckel einer Tortenpappe, der mit glühenden Holzkohlen gefüllt ist, gefürtzt und etwa vier Minuten oder

so lange darauf gelassen, bis die Oberfläche des Marzipans einen leichten bräunlichen Anflug erhält. Der herausgenommene und völlig abgekühlte Marzipan wird dann mit einem Zuckerguß versehen, hergestellt aus einem Pfunde geriebenen Zuckers, welcher mit dem Safte einer Citrone und ein wenig Wasser einer Stunde hindurch zu einem mäßig dicken Brei gerührt wurde. Wenn der Zuckerguß auf dem Marzipan erstarrt ist, belegt man ihn nach Belieben mit bunten in Zucker eingelegten Früchten.

Wagnersollen. 288 Theile Zucker werden mit 72 Theilen Wasser in einer kupfernen Casserolle zur Tafelconsistenz gekocht (der Zucker wird tabliert, das heißt, zuerst ohne Umrühren so lange gekocht, bis er fäden gibt, dann unter Umrühren weiter gekocht, bis er das Ansehen von Milchglas besitzt). Man nimmt dann den Zucker vom Feuer und mischt unter leichtem Umrühren hinein ein Gemenge von: 44 Theilen geschälter süßer Mandeln, 4 Theilen Pistazien, 8 Theilen tandirter Pomeranzren, 8 Theilen Citronat, 6 bis 8 Theilen Morzellengewürz, getrockneten Kornblumen, Ringelblumen und rothen Rosenblättern, von jedem 1/2 bis 1 Theil, Alles gehörig klein geschnitten. Die Masse wird nun sehr rasch entweder in angefeuchtete Holzformen oder in Papierkapeln ausgegossen und mittelst eines Federmessers noch warm in Streifen geschnitten.

Logograpph.

Im Strahlenglanz der ewigen Jugend. Als Urbild jeder Frauentugend. Kennt Feder es so lange, bis Man ihm den Kopf vom Kumpfe riß. Doch auch der Torjo kann entzünden Und Herz und Seele leicht berücken. Durch Menschen, die mit gleicher Günst Begnadigt von Natur und Kunst*.)

*) Anm. der Red. Wir entnehmen dies Logograpph einem bei Wilhelm Baensch in Leipzig erschienenen hübschen Büchlein: „Sphinx. Eine Sammlung von Rätheln, Charaden, Logograpphen zc. von Philipp Taggreh, das wir auf die vielen Anfragen nach guten Räthelsammlungen hiemit empfehlen.“

Auflösung des Rebus Seite 376.

„Uebermuth verliert mehr, als Muth gewinnen kann.“

Correspondenz.

Die Ahtzehnjährige in N. Die durch Abfärben des grünen Stoffes in dem blauen Stoffe erzeugten Fleder sind schwerlich durch ein anderes Mittel, als Aufwärmen des blauen Stoffes zu entfernen.

Alice v. d. Grenze. Lange bevor der angehende Dr. Suin de Boulemard seine aromatische Zahn-Pasta fabricirte, konnte man dieselbe, d. h. eine in Qualität mindestens eben so gute, dabei wohlfeilere Pasta in jeder Apotheke als Odontine (Pelletier's) kaufen; ebenso noch heute. Diese Pasten bestehen aus guter Seife, Stärkemehl, Pulversteinpulver, ein wenig Bimstein, Weichenswurzelpulver und sind mit Pfefferminzöl parfümirt.

Brünette Frau. Gelb läßt sich niemals rosa auffärben. Sie werden das Klebmittel gelb oder auch kirchbraun auffärben lassen müssen. — Rothweinflecke bringen Sie aus weißem Tischgug durch verbünnte Eau de Javelle und nachheriges Ausspülen in Wasser fort.

M. G. N. Die von uns oft als Mittel gegen Frost angetrathenen Einwickelungen der Hände in heißen Nüßlerleim werden auch die Raubheit und Röhre Ihrer Hände fortjchaffen.

Eine fleißige Leserrin in B. Da das fragliche Zeug seinen Glanz nur dem Appretiren auf der Appretirmaschine verdankt, so wird jegliche Wäsche diesen Glanz nehmen, und derselbe nur durch neues Appretiren wiederzugeben sein.

Langjährige Abonnentin in Düsseldorf. Das beste Bachmittel für wolleene Socken ist Salmiakgeist, mit dem zehnfachen Gewicht Wasser verbünnt. Man weicht darin die Socken ein, wäscht sie durch Reiben und Klopfen, kühlt in reinem Wasser nach, drückt leicht aus und läßt bei ganz mäßiger Wärme trocknen.

Eine für Alle. D.—b. Unter den zahlreichen und zum Theil sehr wohlfeilen Photographien, welche heute jede Kunsthandlung führt, dürfte es Ihnen nicht schwer werden zur Ausschmückung verschiedener Gesichtsgegenstände in Marmor, Holz, Zuch zc. geeignete Bilder und Widchen zu finden. Nichts wird dem Laien weniger schwer, als die Colorirung solcher Photographien in Anilinfarben. Die Anleitung dazu finden Sie in dem Büchlehen „Die Retouche von Photographien“ von J. Grashoff (Berlin bei L. Gerichel).

W. in M. Ueber Umrührung und Wesen der Trüffel sind die Acten noch nicht geschlossen. Während der pikanteste Prof. Lenz sie noch unter die Schwämme setzt, geht die neueste Version bezüglich der Entstehung der Trüffel dahin, daß sie in Folge eines Insectenstiches unterirdisch an den Wurzeln verschiedener Bäume, besonders der Eichen, entstehen. Das Insect soll nach Prof. L. Wagner dasselbe sein, welches neuerer Zeit so viel Unheil in den Weinrayons Frankreichs verurteilt, bekannt unter dem Namen die Reblaus (Phylloxera vastatrix). Die diesbezüglich neuester Zeit in Frankreich gemachten Erfahrungen constatiren, daß in allen jenen Gegenden, wo die Trüffelsucht bedeutende Fortschritte machte, der Weinbau durch die enorme Verbreitung und Vermehrung der Reblaus dem Ruin entgegenging.

Vom Büchertisch. Abonnent. Ernst Eckstein's Novelle und Skizze haben Ihnen „enorm gefallen“? Und auch. Ihre Theilnahme für den genialen Autor kann sich nach der Lectüre seines Satirischen Epos Venus Urania (Leipzig bei Kummer) nur steigern. Wir kommen einmal ausführlich darauf zurück. — **Z. L. Oesterreich.** Ihren Wünschen entsprechen durchaus die von Dr. Otto Veltich trefflich redigirten illustrierten Monatshefte für Länder- und Völkertunde und verbannte Fächer. Aus allen vier Welttheilen“ etc. Sie haben in drei Jahrgängen ihre Absicht, geographisches Wissen durch geeignete Mittheilungen über alle Theile der Welt, in allgemein verständlicher, anspredender und unterhaltender Form, sowie durch gute Illustrationen und Karten in den weitesten Kreisen zu verbreiten, glänzend durchgeführt. Die Hefte erscheinen im Verlage von Reifschöfer in Leipzig, sind aber durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Ueber den Toussaint-Langenscheidt'schen Drießichen Sprach- und Sprechunterricht sind alle Autoritäten im Lobe der Unibertrefflichkeit einig. Es genügt daher die einfache Anzeige, daß eine neue Auflage der Englischen Unterrichtsbriefe erschienen ist, 72 Lectionen in 36 Briefen und zwei Curien. Honorar 11 Thaler 10 Sgr., resp. 9 Thaler (die Preisermäßigung tritt ein, wenn man beide Curie zusammen nimmt). — Noch immer ergeben zahlreiche Anfragen nach zum Weihnachtsfest sich eignen Büchern an uns. Wir haben wiederholt die von uns angeführten Werke als höchst empfehlenswert hervor: Meher's Handlexikon; Schmidlin's Blumenzucht in Zimmer; Blath's Sternentunde für Frauen. Die illustrierte Werke: Zimmermann's Oberhof; Tegnér's Frithiofsage; Au deutschen Bergen von Karl Stieler und Herm. Schmieß; Mädchen von Wilhelm Hauff, illustirt von Weber, Posemann und Beger; Illustrierte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von Wilhelm Müller und Deutsche Sprachwörter von F. Tüshar; Unserer Dichter Gaben, Rudolph Gottschall's „Zanus“ und S. Kl. te's Gedichte (Gesamtausgabe) werden Allen willkommen sein. Was a die Jugend betrifft, so sei ihnen Der Jugend Lieblings-Märchschatz (Leipzig, D. Spamer) unter den Weihnachtsbaum gespendet. Er liegt viel Schönes und Gutes vor uns, so der zweite Band von G. R. Buttk, „Ausgewählten Werken“, desselben berühmten Autors; Die Nachtigall; Pierion, Bilder aus Breuchens Vorzeit (in Gebrüder Baedel); ferner Friedrich Bodenstedt's Roman Das Verhau in Eichenwalde und Friedrich Verstäder's Gesammelte Schriften (Zena, Cotta) u. i. w. u. i. w. — Ueber der Raum i denn es drängt uns, doch auch in unserem eigenen Interesse an die Hundt tauende Leserrinnen und Leser des Bazar ein Schluß-(aber durchaus festes) Wort zu richten. Der Bazar wird im nächsten wie im bestelsten Theil auch im neuen Jahrgang allen Anforderungen genügen, w man an ein Weltblatt stellen kann. Das Nüßliche in guter Form ferner breiten und das Schöne zum Gemeingut machen, wird vor Allem Lösung Die besten deutschen Autoren und Künstler haben uns ihre treue Hilfe z sagt. Also — mein geliebter Herr und Gebieter, vergessen Sie nicht Abonnementsquittung über Bazar 1873 auf den Weihnachtsfest Ihrer ieren Hälfte zu legen. — Die nächste belletristische Nummer enthält u. Weihnachtsgruß von J. Trojan, Zeichnung von L. Bennis, Tannen; Tannenbühl. Eine Weihnachtsverählung von Wilhelm Jensen. Gemüthlichkeit der Wohnung. Von Jacob Falke. Einer von der al Garde. Von Karoline Bauer (mit Illustration von P. Kleinmich Morgentrollette. Nach dem Gemälde gezeichnet von Professor W. Bauri Ich denke Dein! Gedicht von Friedrich Bodenstedt, comp. von Richa Wüerst. Die Mode. Von Veronika von G., mit vignette von Grot Johann). Wirthschaftsplaudereien. Rebus. Correspondenz.